

daß verschiedene Kriterien zur Aufstellung dieser Inventare benutzt worden sind (Pauli S. 130; Primas S. 111).

Leider fehlen auch hier, wie an so vielen Orten, auf Plänen von Gräberfeldern die Grabnummern und auf Verbreitungskarten die entsprechenden Nummern der Fundortliste.

München.

Werner Ernst Stöckli.

Fritz Schachermeyr, Alexander der Große. Das Problem seiner Persönlichkeit und seines Wirkens. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, Band 285. Wien 1973. 728 Seiten, 24 Tafeln und 12 Kartenskizzen.

Der um die althistorische Wissenschaft vielfach verdiente, heute 78jährige Gelehrte legt mit dem hier anzuzeigenden Werk eine Neubearbeitung seines bekannten Alexander-Buches vor (Alexander der Große, Ingenium und Macht [1949]). Das Buch fand seinerzeit geteilte Aufnahme¹. Neben dem Respekt vor der umfassenden Kenntnis und der souveränen Beherrschung des Materials sowie der Zustimmung zu manchen fördernden Einzelbeobachtungen wurde auch Kritik laut an dem „asianischen“ Stil der Darstellung sowie an dem von Verf. entworfenen Gesamtbild Alexanders. In der Einleitung zu dem vorliegenden Werk setzt sich Verf. eingehend mit dieser Kritik auseinander. Mit einem gewissen Recht beklagt Verf., daß sich die Forschung heute oft aus den darstellenden Werken in die wissenschaftlichen Zeitschriften zurückzieht. Um nicht die Darstellung großer Zusammenhänge ganz den Nichtfachleuten zu überlassen, hat Verf. selbst in zahlreichen Büchern mit Erfolg einzelne Epochen der griechischen Geschichte einem breiteren Leserkreis nahezubringen versucht². Auch in seinem Alexanderbuch finden sich eindrucksvolle Formulierungen, die im Gedächtnis haften bleiben³. Zweifellos ist es Verf. damit gelungen, die „Kluft“ zwischen kritischer Einzelforschung und zusammenfassender Darstellung eines grö-

¹ Folgende Besprechungen sind dem Rez. bekannt: F. W. Walbank, *Gnomon* 22, 1950, 118; E. Meyer, *Mus. Helveticum* 7, 1950, 244–246; T. S. Brown, *Am. Journal Philology* 72, 1951, 74–77; A. R. Burn, *Classical Review* 65, 1951, 100–102; C. B. Welles, *Am. Journal Arch.* 55, 1951, 433–436; M. L. W. Laistner, *Am. Hist. Review* 56, 1951, 335–337; J. Vogt, *Anz. Altertumswiss.* 1951, 115–120; A. Aymard, *Revue Études Grecques* 64, 1951, 497–499; Ch. A. Robinson, *Classical Philology* 47, 1952, 196–198; R. Andreotti, *Rivista di Filologia* 80, 1952, 265–272; H. U. Instinsky, *Hist. Zeitschr.* 174, 1952, 559–562; K. Sprey, *Bibliotheca Orientalis* 9, 1952, 23–25; P. Cloché, *Revue Hist.* 209, 1953, 107–108; H. Fichtenau, *Diogenes* 1953 Nr. 3, 138–141; L. de Regibus, *Paideia* 7, 1952, 181; F. Oertel, *Orientalist. Literaturzeitung* 52, 1957, 101–108; W. Ensslin, *Neue Zeitung Münchens* vom 17./18. Mai 1952 (dem Rez. nur aus dem Zitat bei Schachermeyr S. 11 bekannt). Vgl. auch G. Walser, *Schweizer Beitr. z. allgem. Gesch.* 14, 1956, 180f. und A. Demandt, *Archiv f. Kulturgesch.* 54, 1972, 325–363. Zu den von Verf. verwendeten Begriffskategorien siehe auch F. G. Maier, *Gnomon* 39, 1967, 380–383.

² Die minoische Kultur des alten Kreta (1964). Ägäis und Orient (1967). Poseidon und die Entstehung des griechischen Götterglaubens (1950). Die ältesten Kulturen Griechenlands (1955). Griechische Geschichte (1960). Die frühe Klassik der Griechen (1966). Perikles (1969). Geistesgeschichte der Perikleischen Zeit (1971).

³ So z. B. S. 356 über das Schicksal der griechischen Siedler im Osten. Auch die Landschaftsschilderungen seien hervorgehoben.

Beren Themenkreises zu überbrücken. Bedenken wird man nur dort haben, wo Verf. für sich in Anspruch nimmt, die Grenzen, die nun einmal jeder wissenschaftlichen Erkenntnis gesetzt sind, „auf intuitivem Wege“ (also nicht bloß durch eine hypothetische, aber rational nachprüfbare Rekonstruktion) zu überbrücken. Vorbehalte wird man ferner anmelden müssen, wenn Verf. von der Soziologie, der Geschichtsphilosophie und der Psychologie nicht bloß einzelne Ergebnisse übernimmt, sondern sich auch deren Methoden und Betrachtungsweisen (!) zu eigen machen will.

Verf.s Auffassung von Alexander ist bekannt und wird auch in dieser Neubearbeitung nur geringfügig modifiziert. Nach einer an Rousseau gemahnenden Schilderung des urwüchsigen, aber von den schädlichen Auswirkungen der attischen Geisteskultur bedrohten Makedonentums wird Philipp als Volkskönig geschildert, als „Willensträger volkhafter Kräfte“, der „noch einmal die Summe altmakedonischer Traditionen zu triumphaler Apotheose erhob“⁴. Ganz anders Alexander, dem von Anfang an das Reich der Makedonen zu eng gewesen sei, der schon als Schüler des Aristoteles in Miéza gelernt hätte, Makedonien von außen, vom Weltganzen her, zu betrachten. Die Mordserie nach der Thronbesteigung habe nicht nur der Sicherung der Herrschaft, sondern auch dem Ziel gedient, sich aus dem Rahmen der eigenen Sippe zu lösen. Der schon früh angelegte Gegensatz zwischen der Konzeption Philipps und den Zielen Alexanders habe sich dann im Laufe des Perserkrieges immer mehr entfaltet. Das zweite Friedensangebot des Dareios habe ein Maximum dessen umfaßt, „was vom philippischen Standpunkt aus an Eroberungen als eben noch vernünftig bezeichnet werden konnte“. Aber die „unergründliche Schöpferart Alexanders erweckte in ihm die quälende Sehnsucht sowohl nach universaler, weltweiter Herrschaft wie nach absoluter Autorität“, zumal sich immer deutlicher „eine Gegenfront verbissenen Festhaltens an Philipps nationalmakedonischen Ideen“ herausgebildet habe. Unter diesen Umständen hätte der Zug zum Ammon „das heiße Verlangen nach einem neuen sicheren Halt, nach einer neuen höheren Rechtfertigung, nach einer neuen geistigen Heimat“ bedeutet. Die Lösung von den philippischen Bindungen habe dann zu den großen Katastrophen im Osten geführt, die mit den Namen Philotas, Parmenion, Kleitos und Kallisthenes verbunden sind und in denen Alexander in kalter Berechnung und unter brutaler Verletzung allen Rechtes die Opposition gegen seine Pläne blutig erstickt habe. Immer mehr habe Alexander sich in das Gefühl der Allmacht und Unüberwindlichkeit hineingesteigert und mehrfach in verantwortungslosem „Hasardieren“ mit dem Schicksal das Unmögliche erzwingen wollen. Das habe sich schon in Pamphylien angekündigt und dann bei den Märschen durch die tropischen Monsunregen Indiens und später durch die gedrosische Wüste ganz deutlich gezeigt. Dabei habe Alexander niemals sein Ziel, die Welt-herrschaft, genauer gesagt: den „oikumenischen Wohlfahrtsstaat“, aus den Augen verloren. Allerdings sei Alexander im Kampf mit der Natur an den Grenzen seiner Macht angelangt und schließlich gescheitert. Das beweise die Umkehr am Hyphasis, die „Katastrophe“ in Gedrosien⁵ und schließlich Alexanders Tod, der durch die bedenkenlose Mißachtung der Bedingungen des babylonischen Klimas vom König selbst fast mutwillig herbeigeführt worden sei.

Man wird über dieses Alexanderbild mit Verf. schwer diskutieren können, zumal es sich durch die Angaben unserer Überlieferung nur wenig stützen läßt.

⁴ Dagegen siehe jetzt D. Kienast, Philipp II. von Makedonien und das Reich der Achaimeniden. Abh. Marburger Gel.Ges. 1971 Nr. 6 (1973).

⁵ Gegen die Annahme extrem hoher Verluste durch die gedrosische Wüste siehe jetzt K. Kraft, Der rationale Alexander (1971) 106ff.

Da aber Verf. geneigt ist, andere Alexanderauffassungen als Ausfluß „bürgerlicher Studierstubenratio“ abzutun, darf man vielleicht doch fragen, ob man Alexander etwas von seiner Größe und von seiner Einzigartigkeit nimmt, wenn man in ihm nicht um jeden Preis den „Übermenschen“ sieht und ihn im Rahmen der Möglichkeiten seiner Zeit zu verstehen und zu würdigen sucht. Ist es nicht ungewöhnlich genug, daß ein gerade 20jähriger Mann die Herrschaft über ein innerlich ungefestigtes Staatswesen und ein gerade erst geschaffenes, ganz auf die Person des eben ermordeten Monarchen aufgebautes Reich zu übernehmen und in nur wenigen Monaten gegen alle Widerstände zu sichern vermag? Ist es nicht erstaunlich, daß dieser junge Mann dann zwei Jahre später aufbricht, um sich die Herrschaft über ganz Asien, über das Perserreich in seiner gesamten Ausdehnung, zu erringen, und daß es ihm gelingt, in nur drei großen Schlachten in wenig mehr als drei Jahren die Herrschaft der Achaimeniden hinwegzufegen und in weiteren drei Jahren mit dem ganz neuen Problem des Volkskrieges in Ostiran fertig zu werden, um schließlich noch das Indusland seinem Reiche zu gewinnen? Genügen diese erstaunlichen Leistungen wirklich nicht, muß man da noch den Weltreichsgedanken und die schlecht beglaubigten Westpläne bemühen?

Ganz sicher sind diese erstaunlichen Leistungen Alexanders Ausfluß einer Persönlichkeit, die sich dem forschenden Bemühen wohl nie ganz erschließen wird. Besessen von einer großen Idee und erfüllt von dem Glauben an seine göttliche Erwähltheit zeigte der große Makedonenkönig in seinem Handeln eine Sicherheit, die ihn oft wohl auch instinktiv das in der jeweiligen Situation Richtige tun ließ. Vor allem aber besaß Alexander einen dämonischen Willen, der fast alle, die mit ihm in Berührung kamen, in seinen Bann schlug, der aber auch nicht davor zurückschreckte, einen fremden Willen zu beugen oder gar zu brechen – und sei es durch die physische Vernichtung des anderen. Brutale Härte und erbarmungslose Grausamkeit waren dem Makedonenkönig keineswegs fremd. Es ist das Verdienst von Verf., diese dämonischen Züge im Wesen Alexanders gesehen und gegenüber einer früher gelegentlich geübten allzu harmonisierenden Betrachtungsweise stärker herausgestellt zu haben. Gelegentlich gewinnt man allerdings den Eindruck, daß der wiederholte Hinweis auf das „Titanenhafte“ und Dämonische Alexanders den Versuch einer historischen Erklärung ersetzen muß.

In der Tat verleiten allein schon die geographischen Dimensionen des Alexanderzuges dazu, in dem König einen Abenteurer großen Stiles oder ein übermenschliches Genie zu sehen. Vielleicht ist aber das Erstaunlichste an dem Unternehmen Alexanders gar nicht der Vorstoß in weite, bis dahin unbekannte Fernen, sondern die Generalstabsarbeit, die hinter diesem erfolgreichen Vorstoß steht. Was steckt nicht an Detailarbeit, an monatelanger Aufklärung und Planung und an wohl abgestimmter Koordination hinter der Neuerschließung und Bewältigung der Indusroute? Und war nicht die Vereinigung der beiden Heeresgruppen des Krateros und des Nearchos mit dem Expeditionskorps Alexanders in Karmanien eine Leistung, die noch heute jedem Generalstab Ehre machen würde und die zeigt, daß Alexander über Mitarbeiter verfügte, die bei aller Weisungsgebundenheit doch in Eigenverantwortlichkeit und in relativ großer Selbständigkeit Entscheidungen von großer Tragweite treffen konnten und treffen sollten? – Ohne die düsteren Züge im Bilde Alexanders herunterzuspielen oder gar negieren zu wollen, wird man ferner fragen dürfen, ob es nicht gerade die Anpassungsfähigkeit Alexanders und die Rücksichtnahme auf fremde Vorstellungen und Traditionen waren, die es ihm gestatteten, auf den Trümmern des Perserreiches sein neues Reich zu errichten. Zeigt es nicht kluge Rücksichtnahme, aber auch ein hohes Maß an politischem und menschlichem Takt,

wie Alexander, ohne unglaublich zu wirken, in Karien als Sohn der Ada erschien, in Ägypten als Pharaon, in Babylon als Schützling des Marduk und im Iran als Nachfolger und Rächer des Dareios und wie er schließlich in der Sogdiana um die Hand der Roxane anhielt? Ist nicht der tragische Konflikt Alexanders mit den „Altmakedonen“ vor allem auch darauf zurückzuführen, daß diese viel starrer, herrischer und politisch kurzsichtiger waren als der König – und weniger Verantwortung zu tragen hatten als dieser⁶?

Gerade auch vor dem Hintergrund dieser „altmakedonischen“ Opposition ist es übrigens bemerkenswert, daß Alexander, der selbst noch weitgehend in den ritterlichen Traditionen seines Landes wurzelte, dennoch die vergleichsweise moderne Administration des Perserreiches ohne sichtliche Schwierigkeiten übernehmen konnte, ohne offenbar im mindesten daran zu denken, sich von seiner ritterlichen Lebensweise zu lösen (was Alexander natürlich durch das Fortleben altiranischer Adelsanschauungen im achaimenidischen Großkönigtum erleichtert wurde). Mit Recht betont Verf., daß die Übernahme des persischen Zeremoniells durch den großen Makedonen äußerlich blieb. Auch hat Alexander sein Reich nicht von einer festen Hauptstadt aus verwaltet. Nur wenige Monate residierte er in Babylon; für die übrige Zeit war – wie später teilweise noch unter den Diadochen – das Heerlager seine Residenz. Alexander war wie seine Vorgänger auf dem makedonischen Thron vor allem Heerkönig (obwohl er das Heer – und damit die Basis seiner Monarchie – später um iranische Elemente vermehrt hatte), und er stand als Heerkönig unter dem Zwang ständiger persönlicher Bewährung. Daß sich mit seinem Rittertum bei Alexander ein scharfer Blick für wirtschaftliche und handelspolitische Möglichkeiten und eine erstaunliche Erfassung weiter geographischer Räume verband, ist ein Zug, den der große Makedone von seinem Vater geerbt hat, der aber bei dem Sohn ins Grandiose gesteigert erscheint. Der Forscher- und Entdeckertrieb ist offenbar Alexander allein eigentümlich und mag – das sei Verf. gerne zugegeben – von Aristoteles geweckt worden sein. Ptolemaios, unser bester Gewährsmann, lehrt, daß Alexander zeit seines Lebens auch geistig von den ritterlichen Traditionen seiner Heimat geprägt blieb. Es ist daher doch wohl zu modern gedacht, wenn z. B. E. Badian in Alexander nur einen kalten Techniker der Macht sehen möchte. Alexanders Leidenschaft war offenbar echt, und auch sein Großmut und seine Freigebigkeit entsprangen kaum reiner Berechnung, sondern gehörten zu seiner ritterlichen Natur (mit der sich, wie bei Achill, Ausbrüche von Grausamkeit durchaus vereinen lassen). Auch die von Verf. mit Recht hervorgehobene Religiosität Alexanders sollte eigentlich davor warnen, in dem großen Makedonenkönig einen titanischen Übermenschen zu erblicken, der allein in sich selbst das Maß aller Dinge sah. Daß Asien den König verändert hat, verändern mußte, soll damit keineswegs geleugnet werden. Für die griechische Poliswelt z. B. hat Alexander wohl niemals wirkliches Verständnis gehabt. Nach der Rückkehr aus dem Osten aber waren dem König die europäischen Angelegenheiten vollends fremd geworden. Die verbreitete und durch die Entlassung der Söldnertruppen der Satrapen zusätzlich genährte Unruhe in Griechenland glaubte er offenbar durch das Verbanntendekret und mit der Durchsetzung der als Loyalitätsbezeugung gedachten göttlichen Verehrung unter Kontrolle zu bekommen. Dennoch zeugt es von einer erstaunlichen Gleichgültigkeit gegenüber der Entwicklung im Westen, daß Alexander trotz der ungeklärten griechischen Verhältnisse zäh an seinem Plan einer

⁶ Vgl. dazu jetzt die Bemerkungen in der ausgewogenen Alexander-Darstellung von G. Wirth, *Alexander der Große in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (1973).

Umschiffung Arabiens festhielt, die ihn wieder für lange Monate, wenn nicht für Jahre den Augen der damaligen Weltöffentlichkeit hätte entziehen müssen.

Die lebenslange Beschäftigung des Verf.s mit Alexander und ebenso seine ausgedehnten Reisen sind auch diesem Buch vielfältig zugute gekommen. Hervorgehoben seien vor allem die auf Autopsie beruhenden Landschaftsbeschreibungen, die durch eigene Aufnahmen des Verf.s in willkommener Weise illustriert werden. Nützlich sind auch die beiden neugeschriebenen letzten Kapitel über das Alexanderbild in der neueren und neuesten Forschung (von J. G. Droysen bis K. Kraft) und die acht Anhänge, in denen Verf. zu Einzelfragen Stellung nimmt. 24 z. T. farbige Tafeln, 12 Kartenskizzen und 3 Pläne (gegenüber nur 15 Tafeln und 7 Kartenskizzen in der 1. Auflage) sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis⁷ erhöhen den Wert des interessanten und anregenden Buches.

Düsseldorf.

Dietmar Kienast.

⁷ Siehe jetzt auch den bis zum Jahre 1970 reichenden umfassenden Literaturbericht bei J. Seibert, *Alexander der Große. Erträge der Forschung* 10 (1972).

Ernst Künzl, Die Kelten des Epigonos von Pergamon. Beiträge zur Archäologie, herausgegeben von Roland Hampe, Tonio Hölscher, Erika Simon, Band 4. Konrad Tritsch Verlag, Würzburg 1971. IX und 54 Seiten, 7 Abbildungen und 22 Tafeln.

In der kleinen Monographie werden erneut die sogenannten „Großen Gallier“ behandelt, die berühmten römischen Marmorkopien und die im Heiligtum der Athena Polias in Pergamon gefundenen Basisblöcke mit den Weihinschriften, die von den Keltensiegen des Attalos I. künden und die Signaturen des Bildhauers Epigonos von Pergamon tragen, eventuell die Überreste ihrer bronzenen Vorbilder.

Der Verf. referiert viel Bekanntes und setzt sich vornehmlich mit alten, unbefriedigend gelösten Fragen auseinander. So gibt seine gut lesbare Darstellung, in deren Tafelteil einige bemerkenswerte Neuaufnahmen erscheinen, zugleich einen gründlichen Überblick über den Stand der Forschung; die „Großen Gallier“ sind darin allerdings seit langer Zeit nicht mehr als Problem aufgetaucht.

Es geht hauptsächlich um die Klärung zweier Fragen: um die Datierung der Kopien und um eine neue Rekonstruktion oder besser um den Abbau von A. Schobers unantikem Rekonstruktionsvorschlag.

Die Kopien, bislang allgemein und ohne eigentliche Begründung für hadrianisch oder antoninisch gehalten, sollen in trajanischer Zeit entstanden sein. Eine Gegenüberstellung von trajanischen Daker- und pergamenischen Keltendarstellungen zeigt deutlich die Einflüsse dieser auf jene; auch gab es wohl kaum eine Epoche der römischen Kaiserzeit, der die pergamenischen Barbarenbilder so viel bedeuten konnten, wie die nach den Dakersiegen Trajans. Es galt, das gewaltige Bildprogramm des Trajan-Forums zu planen und ins Werk zu setzen. Die damals in Pergamon gefertigten Kopien (sie bestehen alle aus dem gleichen, im „westlichen Kleinasien oder den vorgelagerten Inseln“ gebrochenen Marmor [S. 3]) wurden in Rom weniger als Musterkopien benötigt; sie sollten den am Forum arbeitenden Künstlern eine authentische Anschauung bieten von den alle späteren Barbarendarstellungen prägenden („nie vorher wurden in der griechischen Kunst Barbaren mit so viel Verständnis und so viel